

22. Jahrgang.

(Fagelstein)

[illegible]



Feierstunden

* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 192.

Sonntag, den 18. August 1907.

22. Jahrgang.

Er soll dein Herr sein.

Roman von Clara Hulepp-Stübs.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Mir ist es immer, als wären die Beiden vom Schicksal für einander bestimmt. Hilbe ist ein seltenes Mädchen, die hoch über dem Durchschnittsmas ihrer Mitschwestern steht und zu welcher der Doktor, mit seiner stark ausgeprägten männlichen Willenskraft und seiner hohen imponierenden Gestalt sehr gut paßt.“

„Na, na! Deine Hilbe besitzt aber ebenfalls diese stark ausgeprägte Willenskraft und da könnte es sein, daß sie dann oft aufeinanderplatzen,“ wandte der Professor ein.

„Ach, sie ist viel zu verständig, um lediglich ihren Willen durchzusetzen, triftigen Gründen gegenüber, auf denselben zu beharren. Nein, das würde sie niemals tun. Vor ihr kann man wirklich alles verlangen, was nicht gegen Pflicht und Gewissen ist. Eher erscheint mir bei dem Doktor eine gehörige Portion Oppositionsgeist ein Zusammenleben der Beiden zu erschweren.“

„Gernach, gernach, mein Liebchen! Du sprichst schon vom Zusammenleben, laß sie doch mal erst zusammenkommen!“

Frau Leonie rümpft das Näschen. „Na, das ist nicht schwer! Ich habe dir schon gesagt, die Beiden sind vom Schicksal für einander bestimmt. Sieh sie dir doch nur mal an! So zwei schöne Menschenkinder! Beide hochgewachsen —“

„Wie eine Lanne schlant,“ fällt er ein.

„Ach geh! Du mußt auch alles ins Lächerliche ziehen.“ schmolzt sie. „Aber es ist doch wahr! Die Natur hat sie für einander geschaffen, ich bleibe dabei,“ beharrt sie und will ihren Platz neben dem Gatten verlassen. Dieser aber hält sie fest.

„Bleibe mal lieber bei mir, das ist gescheiter!“

„Ich will aber den Aschenbecher holen! Guck doch nur, überall liegt die Zigarrenasche! Bist mir ein netter Mann, du!“ schilt sie drollig ernst und zeigt mit dem Finger auf den kleinen, mit einer gestickten Decke bedeckten Tisch, welcher allerdings reichliche Spuren verstreuter Asche aufweist.

„Ach, laß man, Leonichen! Komm sei gut, ich rauche ja nicht mehr,“ bittet er und zieht sie auf die Knie.

Drüben auf dem Nachbarbalkon neigt sich eine hagere Gestalt weit über die Einfassung und versucht mit scharfen Augen die Abenddämmerung zu durchdringen. Als sie aber nichts sieht und hört, nickt sie beruhigt zu dem Kopf.

„Die Leute scheinen doch endlich vernünftiger zu werden,“ flüsterte die Jungfrau vor sich hin.

Frau Leonie kichert laut auf, so daß er flugs ihr Köpfchen an seine Brust drückt, um dadurch ihr Lachen zu dämpfen, und als das alles nichts hilft, da preßt er seine Lippen auf den losen Mund und verschluckt ihn mit einem langen, herzlichen Kuß. Ein leiser Luftzug erhebt sich und spielt kosen und schmeichelnd um Stirn und Wangen der beiden glücklichen Menschen, während auf dem Balkon gegenüber die ehr- und tugendhafte Dame beruhigt hinein ins Zimmer geht und hinter sich die Balustrade ins Schloß zieht:

„Ja, ja! Die Leute sind endlich vernünftiger geworden!“

Professor Raute hat das Krankenzimmer verlassen, Hildegard ist allein, denn auch die Pflegerin hat ihr Erholungsstunde und ist auf ihren Wunsch hinausgegangen. Sie nimmt deren Platz am Bett ein. Die Eispackungen, welche um Arm und Hand des Doktor liegen, sind erneuert worden, ebenso der Eisbeutel auf dem Kopfe, es ist augenblicklich nichts zu tun.

Sie lehnt sich sinnend in den Sessel zurück. Durch die Scheiben der Fenster grünen von draußen die hohen, alten Bäume herein und hüllen das Gemach in eine ruhige, grüne Dämmerung. Man hört nur die leisen Atemzüge des Kranken, sonst ist es ganz still. Diese Ruhe tut Hildegards überreizten Nerven unansprechlich wohl. Die letzten Nächte ist fast kein Schlaf in ihre Augen gekommen, die Unruhe und Angst hatten denselben immer wieder verschreckt und so oft sie sich auch sagt, daß sie jetzt, wo alles auf ihren Schultern ruht, denselben doppelt nötig habe, um sich die geistige Spannkraft und Sicherheit, diese zwei wichtigen Faktoren in ihrem Beruf, zu erhalten, er floß dennoch ihre Augen. Sie war stets mit allen ihren Gedanken bei dem Leidenden. War dann die Nacht vorüber und trat sie des Morgens ganz früh an sein Lager, so forschte ihr Blick ängstlich in den schönen, blassen Zügen. Jede freie Minute widmete sie seiner Pflege und so wachte sie nun, wie es in ihm aussah und wie sehr er unter dem Zwiespalt seiner Empfindungen litt.

Sie stützt den Arm auf die Seitenlehne des Sessels und legt müde den Kopf in die Hand. Das leise Rauschen der Bäume draußen, die grüne Dämmerung, die Stille ringsum, wirkt einschläfernd auf das junge Mädchen und drückt die müden, schweren Lider nieder.

Nein, nein! Sie will nicht schlafen, — sie fährt erschrocken mit der Hand über die Augen und richtet ihren Blick aufmerksam auf den Kranken. Dieser liegt ganz ruhig, es ist ihr, als ginge der Atem regelmäßiger als vorher. Sie fühlt nach dem Puls und zählt die Schläge, dann läßt sie, wie selbstvergessen, ihre Hand auf der seinen ruhen. Ihr Auge faßt sich fest an den schönen, geliebten Zügen, dann legen sich die Lider darüber, die langen, seidenweichen Wimpern berühren die blassen Wangen, das Köpfchen sucht nach einer Stütze und findet sie an der Rückenlehne, die Natur verlangt ihr Recht — Hildegard schlummert, schlummert sanft wie ein Kind, mit einem süßen, herzigen Lächeln um die feinen Lippen.

Der Kranke regt sich, er öffnet die Augen. Sie sind klar, zum erstenmal schaut er wieder mit vollem Bewußtsein ins Leben. Er sieht sich um, da — ist es eine Vision oder ist es Wirklichkeit?

In dem Sessel neben dem Bett ruht eine schlante Gestalt, im einfachen, dunkelblauen Kleid. Das blonde Köpfchen ist zurückgefunken. Einzelne Sonnenstrahlen brechen durch das Aestegewirr der Bäume draußen und fallen gerade auf das reiche Haar und die hohe, schneeweiße Stirn. Aus der grünen Dämmerung des Gemachs leuchtet das lichtumflossene Köpfchen mit dem herzigen Lächeln dem Doktor so beglückend, so engel-

schön entgegen, daß er wie gebannt auf dasselbe starrt. Es ist ihm, als ob ein Traum ihn narret, oder sollte die schwere, lange Bewußtlosigkeit doch noch nicht ganz vorüber sein? Ist es nur ein toller Spuck seiner erregten Phantasie, was er dort sieht? Er will mit der gefunden Hand über seine Augen streichen, um das berückende Bild zu entfernen, aber da fühlt er etwas unendlich weiches, zartes, er läßt seine Hand ganz still liegen und schaut auf die rosigen Fingerchen nieder, die so selbstverständlich die seinen umschließen, als gehörte sich das so. Dann schaut er wieder in das liebe Antlitz und ein unendliches Wohlgefühl kommt über ihn. Es ist, als ob nun alles Leid, aller Kampf zu Ende sei. Denn die dort ruht, ist keine der von ihm so sehr gehaltenen Mannweiber, sie ist trotz ihres phänomenalen Wissens, trotz ihrer kühlen, sicheren Ruhe im Beruf, doch ein Weib und zwar ein leuchtendes, edles Weib, vor dessen sittlicher Reinheit und schlichter Seelengröße er anbetend in die Knie sinken möchte. Er ligt regungslos in den weißen Kissen. Seine Augen hängen voll unendlicher Liebe an Hildegards Gesichtchen, als wollten sie die Minuten der Ruhe benutzen, um sich satt zu schauen. Fast unbewußt formen sich seine Lippen, entblüht ihnen ein einziges Wort, in welchem die ganze gewaltige Sehnsucht, das mächtige Gefühl seines starken Herzens lebt und das ganz leise, kaum verstanden, an das Ohr der Schläferin dringt.

„Hildegard!“

Sie regt sich, aber es ist zu wonnig, die müden Augen so geschlossen zu halten und dabei ein so wunderbar seltsames Empfinden zu haben. Als ob der Genius des Glückes sie umrauscht, als ob er ihre dürstenden Lippen küßt und ihr herrliche Dinge zuraunte — Dinge von Liebes- und Lenzeslust! Ihre Wangen überzieht eine leise Röte, die Lippen teilt ein unbeschreiblich süßes Lächeln, sie öffnet endlich die Augen und schaut groß und verträumt in ein paar andere hinein, deren stumme Sprache ihr nur zu deutlich jagt, daß ihr Ohr sie nicht getäuscht hat. Da hört sie eben noch einmal —:

„Hildegard!“

Ihr Blut strömt ungestüm nach dem Herzen, dann jagt es nach dem Kopf, sie fühlt es in ihren Schläfen klopfen und atmet tief und schwer. Es zuckt wie von innerem, schwerem Kampf in den lieblichen Zügen. Der Doktor sieht es und sieht das eben noch so glühüberhauchte Antlitz jäh erblasen, die Augen, die so verklärt leuchteten, starr werden, als müßten sie entsetzliches schauen. Das süße Lächeln verschwindet, fest zusammengepreßt, wie im körperlichen Schmerz, sind die feinen Lippen. Mit all der Seelenangst, die er bei diesem Anblick empfindet, mit all der rührenden Schwäche eines Kranken jagt er innig:

„Hilbe, liebe, liebe Hilbe!“

Da streckt sie wie abwehrend ihre beiden Hände aus, ein Ausdruck höchster Pein verzerrt ihr holdes Gesichtchen, ein Schauer schüttelt ihre Glieder und wie unterdrücktes Schluchzen ringt es sich aus ihrer Kehle:

„Nein, nein! Nicht so! Mein Vater — —“

Halb sinnlos vor hergellemmender Angst stürzt sie aus dem Zimmer und eilt in ihr, am anderen Ende des Korridors gelegenes Gemach, in welches sie damals den Doktor geführt und dessen Einrichtung er so bewundert hatte. Hier ringt sie gegen die auf sie eindringende Verzweiflung, der Schmerz wütet in ihr und preßt ihr die Kehle zusammen.

Sie hat den Kranken allein gelassen — um Gott, das darf nicht sein — der Gedanke an ihn gibt ihr Kraft, ach, nur eine einzige Minute der Sammlung und sie geht hin und ruft die Pflegerin zurück. Erst als sie mit ihr gesprochen und noch einige Instruktionen erteilt hat, tritt sie wieder in ihr Zimmer, sinkt aber wie gebrochen in einen Fauteuil. Das, was für andere die höchste Freude, das höchste Glück bedeutet, das — was sie geahnt, ersehnt und doch wieder gefürchtet hat, es ist eingetroffen. Die höchste Wonne des Weibes ward ihr zuteil, sie liebt und ward wieder geliebt. Aber diese Wonne bedeutet für sie kein Glück — nur grausame, bittere Enttäuschung wartet ihrer. Ach, sie ist ja ausgeschlossen aus der Gemeinde der Glücklichen, steht abseits vom Wege, allein — auf dornigem Pfad sich die Füße wund laufend — muß sie zufrieden sein, wenn etwas abfällt vom Tisch der Reichen, wenn ihre Kranken sie lieben, die Genesenen ihr danken, ihr — der erblich Belasteten! Sie hätte den Doktor warnen sollen, als die Ahnung des Kommenden sie befallen, als das Drängen und Sehnen in ihrer Brust so mächtig geworden war, daß es naturgemäß einen Widerhall in der seinen finden mußte. Aber sie war seiner so sicher gewesen! Hätte nie gedacht, daß dieser unbändig stolze Mann, der ihr selbst bei den geringsten Veranlassungen in starrem Troß gegenüberstand, in ihr etwas anderes sehen würde, als das verhaßte Mannweib. Sein Ideal einer Frau war ja so ganz anders, das hatte er ihr so oft versichert. Und wenn er damals, bei Professor Rautes, als sie so tief verletzt und gekränkt worden war, auch in mitleidiger Aufwallung ihr herzlich begegnet, so

durfte das für sie doch nicht maßgebend sein; sie durfte ihre eigenen Gefühle nicht als Maßstab für die seinigen nehmen. Es wäre ihr wie eine Annäherung vorgekommen, zu welcher sie keinesfalls, nach seinem ihr im übrigen gezeigten Wesen, berechtigt war. So hatte sie denn geschwiegen und jedes seltene, herzliche Wort wie ein zufälliges Geschenk aufgenommen, das ihre Seele erfreute und ihr Herz erquickte wie eine wundervolle, unerwartete Gabe. — So hatte sie denn ganz heimlich die Sturmflut überrascht, der Damm der Vorurteile, welchen Stolz und Eigenwille um sein Herz gezogen hatten, war geborsten und sie stand allein — angstvoll erschauernd vor der gewaltigen Macht.

Hochflut! Sturmflut! Alles in mir
Gleicht dem Meere mit springenden Wogen,
Räusend und brausend kommt es gezogen,
Kommt es wie schäumende Rasse geflogen —
Nimm dich in acht! — —

Konnte sie mit ihren schwachen Händen dieses schäumende Raß aufhalten? Konnte sie es niederzwingen? Konnte sie diese alles überflutenden Wogen seines Gefühls zurückhalten und diesem Manne ein gebietendes „Halt“ zurufen? Und wenn sie es konnte, es würde ihr nichts nützen, die einmal entseßelten Wogen würden sich nicht zurückdämmen lassen — bei hundert anderen vielleicht, doch bei ihm nicht. Alles an ihm war groß angelegt! In seinem Haß war dieser Mann fürchterlich, in seiner Liebe grenzenlos. — Sie stöhnt laut auf. Gott im Himmel! Gibt es denn keinen anderen Ausweg? Muß sie ihm denn sagen, daß — daß ihr Vater ein Verbrecher ist? Sie aber, als seine Tochter, eine erblich Belastete — eine gesellschaftlich Deklassierte! Gewiß, sie muß es ihm sagen, es gibt keinen anderen Weg.

Doch jetzt ist er noch krank, braucht Ruhe und Schonung, jetzt darf sie ihn nicht mit einem so furchtbaren Geständnis aufregen. Sie atmet tief; als sei eine Bergelast von ihrer Seele gewälzt, empfindet sie die kurze Frist wie eine Erlösung. Sie ist so schwach, ihre Knie zittern, als sie aufsteht. Sie geht zu einem Waschschrankchen, entnimmt einer Schachtel ein Pulver und mischt es sich in einem Glas Wasser. Sie soll eigentlich diese Pulver nur in ganz seltenen Fällen nehmen, aber sie tun ihr so gut, denn sie hatte gerade in letzter Zeit so oft Anwandlungen nervöser Schwäche. Sie legt sich aufs Sofa und schließt die Augen, die Pulver wirken bald, sie schläft ein wie ein müdes Kind.

Im Krankenzimmer des Doktors waltet unterdes die ältere Pflegerin, namens Johanna, ruhig ihres Amtes. Sie erneuert die Eispackungen, dann zieht sie die Vorhänge zu, denn was sollen die vorwichtigen Sonnenstrahlen hier? Sie belästigen ja den Kranken nur, der den Kopf unruhig hin- und herwirft. Das Fieber ist wieder gestiegen, dem Erwachen ist Bewußtlosigkeit gefolgt. Nach Hildegards Fortstürzen haben sich seine Augen geschlossen, der dumpfe Druck im Kopf ist wieder gekommen; er will ihn abwälzen, doch er wird stärker und stärker, senkt sich mehr und mehr, legt sich über die Augen und kommt endlich auf die Brust. Nein, nein! Das sollte er nicht — fort da, ich will ihn nicht haben, fort. —! Er will sich aufrichten und mit der Hand das schwere Ding packen, das so heftig drückt, will es fort-schleudern, ganz fort, damit er atmen kann, was jetzt so schwer geht, weil die Last so groß ist, so groß, sie preßt ihm den Brustkasten ein — o, Gott, nein! „Hilbe, Hilbe, hilf mir doch,“ fleht er. Es ist ihm unbegreiflich, daß Hilbe ihm die Last nicht abnimmt, er stöhnt tief und schmerzlich auf, in versagendem Ton bittet er noch einmal:

„Hildegard! Liebe, liebe Hildegard!“

Die Pflegerin schüttelt den Kopf. Sie rückt den verschobenen Eisbeutel wieder an seinen Platz, streicht das Kopfkissen glatt und legt die Steppdecke sorglich wieder um den Körper.

„Ich weiß gar nicht, das ist ja wieder schlimmer geworden,“ flüstert sie leise vor sich hin. „Merkwürdig, unser Hilbchen kam mir vorhin so verstimmt vor, wer weiß — die Gefahr, in welcher der Doktor krankte, hat sie doch sehr angegriffen, dazu die doppelte Arbeitslast, die sie zu bewältigen hat! Ihre Augen sahen wahrhaftig nicht aus, als ob sie viel Schlaf bekämen und das Licht in ihrem Zimmer brennt auch fast stets bis nach Mitternacht. Gott gebe, daß sie nur gesund bleibt, sie sieht gar zu schmal und hohläugig aus. Ich muß der Tina drüben mal sagen, daß sie ja gut für ihr Fräulein sorgt, ihr immer etwas in Bereitschaft hält und vorseht, wenn sie kommt. Steht's da, wird eher mal ein Bissen zugelangt und mich beacht's, die Hilbe denkt jetzt an alles andere eher wie an's Essen, sie vergißt es jedenfalls gänzlich. Aber nein, das darf nicht sein, was würde das für ein Unglück, wenn unser Hilbchen krank würde! Gar nicht daran zu denken, wie der Geheimrat wettern würde. Ihr elken Leute habt doch Augen im Kopfe, konntet Ihr denn nicht sehen, daß sich das Mädel krank arbeitet, würde er sagen. Nein,

nein, ich sehe es auch nicht länger mehr an, es ist zu viel Last für ein so zartes Geschöpf — ich schreibe dem Geheimrat, wie es hier steht. Seine Frau, unsere gute Geheimrätin, ist ja nun längst wieder hergestellt, also ist es für ihn gewiß gleich, ob sie acht Tage früher oder später abreisen, hier aber kommt's sehr darauf an, denn die Hilbe hält's nicht mehr aus. Wer weiß, was überhaupt noch vorgefallen ist? Jrgend etwas ganz sicher, denn der Doktor sagt doch nicht umsonst ihren Namen in solchem Ton wie vorhin. Und wenn es auch im Fieber geschah, das ist einerlei, gerade da verrät der Mensch oft das, was er sonst tief im Innersten verschließt. Nein, nein, 's ist wahrlich besser, ich schreibe."

Diesen Monolog hielt die würdige Pilegerin, die bereits zwanzig Jahre im Haus ist und Hilbe als Kind schon lieb gehabt, mit sehr ernstem Gesicht. Sie sorgte sich wirklich sehr, die gute Seele und als sie abgelöst wurde, führte sie ihr Vorhaben aus und schrieb an den Geheimrat einen langen Brief. (Fortsetzung folgt.)

Schach.

Bearbeitet von E. Schallopp.

Partie Nr. 32.

Turnierpartie, gespielt zu Ostende am 17. Mai 1907.

Weiß: Dr. S. Larrasch-Nürnberg.

Schwarz: Amos Burn-Liverpool.

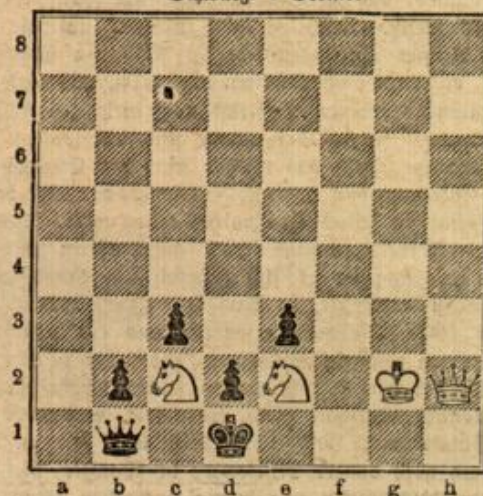
Spanische Partie.

- | | |
|---|--|
| <p>Weiß.</p> <ol style="list-style-type: none"> 1. e2—e4 2. Sg1—f3 3. Lf1—b5 4. Lb5—a4 5. 0—0 6. La4—b3 7. d2—d4 8. a2—a4 9. c2—c3 10. Dd1—d3 <p>Schwarz ist nun anscheinend besser entwickelt. Es droht Lg4×f3 11. Dd3×f3 e5×d4 bezw. 11. g2×f3? Dd7—b3.</p> <p>11. Lc1—g5</p> <p>Damit opfert Weiß einen Bauern. 11. d4×e5 hätte das Spiel vereinfacht; auch 11. d4—d5 konnte mit Sicherheit geschehen.</p> <p>11. Lg4×f3</p> <p>12. Dd3×f3! e5×d4</p> <p>13. a4×b5 Sc6—e5</p> <p>Ober a6×b5 14. Ta1×a8 Tf8×a8 15. Df3—d3 mit gutem Spiel für Weiß.</p> <p>14. Df3—d1 d4×c3</p> <p>15. Sb1×c3 a6×b5</p> <p>16. Ta1×a8 Tf8×a8</p> <p>17. f2—f4 Se5—c4!</p> <p>Nicht nach g6 wegen 18. Lb3×f7+ Kg8×f7 19. Lg5×f6, wobei Weiß mit vorzüglichem Spiel den Bauern zurückgewinnt.</p> <p>18. e4—e5 Sf6—e8</p> <p>Nicht etwa Sc4—e3 wegen 19. Dd1—f3.</p> <p>19. Lg5×e7 Dd7×e7</p> <p>20. Sc3×b5 d6×e5</p> <p>21. Dd1—d5!</p> <p>Falls 21. Lb3×c4, so De7—c5+.</p> <p>21. Sc4—b6</p> <p>22. Dd5×e5 De7—b4</p> | <p>Schwarz.</p> <ol style="list-style-type: none"> e7—e5 Sb8—c6 a7—a6 Sg8—f8 b7—b5 Lf8—e7 d7—d6 Lc8—g4 0—0 Dd8—d7 <p>Bei De7×e5 23. f4×e5 geht Bf7 verloren.</p> <p>23. Tf1—e1 g7—g6</p> <p>Besser Sb6—d7 24. De5—e4 Db4×e4 25. Te1×c4 Sd7—c5.</p> <p>24. Sb5—d4</p> <p>Mattandrohung durch 25. Sd4—c6.</p> <p>24. Se8—g7</p> <p>Droht sowohl Ta8—e8 als auch e7—c5.</p> <p>25. Te1—d1</p> <p>Der Einleitungszug zu einer gewinnbringenden Kombination. Zunächst droht 26. De5×c7.</p> <p>25. c7—c5</p> <p>Mit Ta8—c8 hätte sich Schwarz vielleicht noch verteidigen können.</p> <p>26. Lb3×f7+!! Kg8×f7</p> <p>27. Sd4—c6 Db4—b3</p> <p>28. De5—e7+ Kf7—g8</p> <p>29. Td1—d8+ Ta8×d8</p> <p>30. De7×d8+ Sg7—e8</p> <p>Falls Kg8—f7, so 31. Sc6—e5+ Kf7—e6 33. Dd8—g8+ nebst 32. Dg8×b3. Stände die Dame auf b5, so die gleiche Fortsetzung mit 33. Dg8×g7; wenn auf a4, so noch besser 32. Dd8×b6+.</p> <p>31. Dd8×e8+ Kg8×g7</p> <p>32. De8—e5+ Kg7—h6</p> <p>33. Sc6—e7</p> <p>Mattandrohung durch 34. Se7—f5+.</p> <p>33. Db3—d1+</p> <p>34. Kg1—f2 Dd1—d4+</p> <p>35. De5×d4 c5×d4</p> <p>36. Se7—c6 d4—d3</p> <p>37. Sc6—e5 d3—d2</p> <p>38. Kf2—e2 Sb6—d5</p> <p>39. g2—g3 Aufgegeben.</p> |
|---|--|

Aufgabe Nr. 32.

Von Robert Braune in Gottschee. (31. Stg.)

Schwarz: 6 Steine.



Weiß: 4 Steine.

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

2. Sc2—d4! ~ 3. Df4—f1+.
1. Dd1—c1 (falls 2. Df4—f1+)
1. Dd1—e2 (a1) 2. Df4—f1+ Kd1×e2 3. Sc2
1. Kd1×e2 2. Df4—e4+ Kc2—d3 3. Sc2—f4+—b4+.
1. Dd2—f4 Kd1×e2 2. Df4—g4+ Kc2—d3 3. Sc2



Nächtliches Geschäftsleben in New York. Der außerordentliche Erfolg der „Tag- und Nachtbank“ in New York hat bereits andere Banken zur Nachahmung angeregt, so daß jetzt schon viele Wechselstuben bis Mitternacht, ja bis zwei und vier Uhr morgens geöffnet sind. So gewinnt das Geschäftsleben auch in dem nächtlichen New York immer mehr die Oberhand. Den Theaterbesuchern und den Leuten, die in den Restaurants dinieren, werden Zirkulare mit Spekulationsanerbietungen in die Hände gedrückt, und für viele ist es ein erhebendes Gefühl, „Geschäfte zu machen, während die anderen schlafen“. Dem richtigen New Yorker Geschäftsmann sind ja die zwölf Tagesstunden viel zu wenig zur Arbeitszeit, und er begrüßt die Verlängerung der Zeit, in der er Geld machen kann, mit Freuden. So ist der Broadway jetzt um elf Uhr nachts geschäftlich belebter als um vier Uhr nachmittags. Papiere im Werte von vielen Tausenden werden in den Hotels, den Bars und Cafés gehandelt. Die Mehrzahl der Fondsmakler, die des Tags über in ihren Büros gearbeitet haben, besuchen des Nachts das Waldorf-Astoria- oder St. Regis-Hotel und machen während weniger Nachstunden mehr Geschäfte, als am ganzen Tage. Um zwei Uhr morgens ist der Broadway noch vom hellsten elektrischen Lichte durchstrahlt und erfüllt von lautem Lärm. In vielen Restaurants spielen die Orchester bis um vier Uhr. Die elektrischen Bahnen gehen alle fünf Minuten; viele Apotheken, Zigarren- und Trüffelläden schließen ihre Türen nicht mehr. Die Nachfrage nach Nachtarbeitern wird in New York immer größer, da das geschäftige Leben nun überhaupt nicht mehr aufhört, und immer größer wird das traurige Heer der bleichen müden Männer und der schwachen blutlosen Frauen, die sich die Tagesstunden zum Schlafen abstehlen müssen, damit New York auch noch des Nachts arbeiten und sich vergnügen kann.

Die reichsten Kinder der Welt. Kinder fühlen noch nicht die Macht und die Last des Reichtums; eine Puppe, ein Pferd, irgend eine Erfüllung eines schuldigen Wunsches, eines stillen Traumes, das gibt ihnen mehr als Haufen Goldes und weiter Besitz. Doch es gibt Kinder, um die schon bei ihrer Geburt ein märchenhafter Reichtum glänzt und schimmer, vielleicht auch Schatten verbreitet, und diese kindlichen Millionäre erregen vielleicht noch mehr Interesse als die großen, weil sie so viel naiver und unbewusster ihren Reichtum tragen. Wohl das reichste Kind der Erde ist heute der kleine Enkelsohn von John D. Rockefeller, der einst das ungeheure Vermögen seines Großvaters erben wird. Das Vermögen des Petroleumkönigs wird gegenwärtig auf 2000 Millionen geschätzt; da es sich jährlich um durchschnittlich 100 Millionen vermehrt, so darf das Baby einmal einen Besitz von 5000 Millionen erwarten und ein monatliches Einkommen von zwanzig Millionen. Der junge Master Marshall Field, der die 600 Millionen seines Großvaters, des Multimillionärs Marshall Field, erben soll, wird wohl ebenfalls einstmals mehr als 1000 Millionen besitzen. Aber es gibt auch noch andere Millionäre in Windeln, die diesen beiden Miniaturkröschen nur wenig nachgeben. Das kleine Baby, das vor ein paar Jahren Harry Payne Whitney, dem Schwiegersohn von Cornelius Vanderbilt, geboren wurde, hat von seinem Großvater mütterlicherseits ein Vermögen von 600 Millionen zu erwarten, während sein Großvater väterlicherseits ihm etwa 100 Millionen hinterlassen wird. Auch in der Verwandtschaft hat er Aussicht, zu erben, denn unter seinen diversen Onkeln und Tanten gibt es 30 Multimillionäre und 50 Millionäre. Der kleine John Nicolaß Brown war mit wenigen Wochen schon 40 Millionen „wert“; mit fünf Jahren ist er der alleinige Herr von 80 Millionen Mark und hat ein Einkommen von nicht weniger als zwei Millionen Mark. In den Jahren, bis er zum Manne heranwächst, wird sein Vermögen 200 Millionen übersteigen, ohne daß er dazu eine Hand rührt. Der kleine Willie Vanderbilt, ein hübscher Junge, der 1902 geboren wurde, wird einmal, wenn er es erlebt, ein Vermögen von 500 Millionen Mark erben. Unter den Millionärskindern der amerikanischen „Vierhundert“ ließe sich noch eine ganze Anzahl von kleinen Jungen und Mädchen aufzählen, deren Kindheitsparadies mit Dollars gepflastert werden könnte.



Ein an historischen Erinnerungen reiches Leben erreichte im Jahre 1906 mit dem Tode von Mrs. Betty Ware sein Ende. Die Dame ist 130 Jahre alt geworden und hat in ihrer Jugend die denkwürdigen Ereignisse seit der französischen Revolution miterlebt. Sie war die Tochter jenes Engländer, durch denieder auf die Idee des großen französischen National-Vertrages, des „Mont de Piété“, gebracht wurde; sie ist von Laheyand getauft worden, der damals als Bischof von Antu; seine große staatsmännische Karriere kaum begonnen hatte. Durch ihre Schönheit wurde sie zu einer vielbeachteten Gestalt am Hofe der Marie Antoinette und war von ihr zur Hofdame auserwählt, als die Revolution ausbrach. Robespierre schrieb Verse, um ihr zu huldigen, sie verkehrte in dem Hause von Josephine Bonaparte und hat mit dem späteren Kaiser, der damals noch General war, in der Nacht nach dem Vertrag von Campo Formio getanzt; auch mit den andern Feldherren des ersten Konsulates ist sie zusammengekommen. Im Jahre 1799 heiratete sie Mr. Ware, der mit ihr nach der kleinen Kolonie Washington ging, die heute die Weltstadt gleichen Namens ist. Im Jahre 1824 feierte sie ihre silberne Hochzeit und erhielt von dem damaligen Präsidenten Monroe einen Ring zum Geschenk. Die letzten achtzig Jahre hatte Mrs. Ware ein ruhiges und zurückgezogenes Leben geführt. Sie hinterließ 28 Urgroßenkel.

Rätsel und Aufgaben.

Buchstaben-Quadrat.

```

a a a a a b b c
e e e e e e e e
e e g h h i i i
i i j k l i n n
n n n n n n n o
o o r r r r r s
s s s s s s s t
t t t t t u z z

```

Die Buchstaben des Quadrates ordne man derartig, daß in den wagerechten Reihen 8 Wörter von folgender Bedeutung, aber in anderer Reihenfolge, entzogen: Land in Asien, Arabennamen, Maler, Stadt im Rheinlande, Stadt in Mecklenburg, Beamter, Papiergeld und ein chirurgisches Instrument. Die Diagonale von links oben nach rechts unten nennt ein Osterbad.

Rebus.



Auflösungen der Rätsel aus letzter Sonntagsnummer.

Zahlenrätsel.

Hannover
Gummersbach
Rastatt
Zerfing
Naumburg
Graudenz
Stralsund
Dortmund
Dachau
Münster
Frankfurt
Geringsdorf

Literarisches Kollkoll.

Wilde und	Karolinger
Otto Ernst	Jugend von Leutz
Leffing	Nathan der Weise
Angenruber	Doppelbismort
Richard Voß	Eva
Hauptmann	Rose Bernd
Arrange	Doktor Klaus
Wedekind	Geist
Ernst Wichert	Realisten
Sundermann	Sodoms Ende
Shakespeare	Ortello
Schiller	Nesse als Onkel
Ludwig Kulla	Novella d' Andrea
Goethe	Camont

Kinder der Sonne.

(Maxim Gorki.)

Versteckrätsel.

Brudermord, Genossenschaft, Stübzimmer, Landhaushalt, Privatgesellschaft, Bannholder, Klavierzimmer, Weltwunder. Morgenstund hat Gold im Mund.

Rebus.

Unverhofft kommt oft.



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Nachdruck verboten.)

Hyperbel.

Unteroffizier: „Merks man behandelt Euch ja noch wie 'ne Braut, wenn man Euch 'dämliche Rhinocerosse' nennt.“

Kindliche Logik.

Räthe: „Nicht wahr, Mama, ein lauschiges Stübchen ist ein solches, wo die Wände Ohren haben?“

Geistesgegenwart.



„Die Preise sind aber wirklich hier recht mäßig.“
„Entschuldigen Herr Baron, da werde ich mich wohl geirrt haben.“

Illustriertes Zitat.



Der Forscher fand
Nicht selten mehr, als er zu finden wünschte.“

Vegetarier-Duell.

Stud. A.: „Hast Du gehört, die beiden Vegetarier Lehmann und Meier haben sich duelliert!“

Stud. B.: „Unjünn, das geht ja gegen ihre Grundsätze.“

Stud. A.: „Was ich Dir sage. Sie haben sich mit faulen Äpfeln geworfen!“



Nicht erwartet.

Gnädige: „... Ferner darf Ihr Bräutigam nur Sonntag nachmittags kommen.“

Neue Köchin: „Dann wird er wohl nicht kommen.“

Gnädige: „Nun, dann an einem andern Tage der Woche.“

Köchin (seufzend): „Da kommt er sicher auch nicht.“

Gnädige Frau: „Aber weshalb denn nicht?“

Köchin: „Weil ich keinen habe.“

Der Riesen-Jörg.

Ein halbes Märchen.

Die kräftigsten Leute, was Körperbau und physische Stärke & belangt, werden Sie eben nur unter den sogenannten Roturmenschen finden, meine Herren," tönte es von den Lippen des gewiegtesten, aber auch lateinfundigsten der Forstmänner, die dort am Stammtisch der Gaststube „zur Waldlust" Schutz vor dem Regentwetter draußen gesucht hatten.

„Sehen Sie," fuhr der Sprecher fort, „als ihm die allgemeine Aufmerksamkeit geworden war, „ich kann Ihnen zu diesem Punkt ein geradezu beispielloses Beispiel erzählen, und wenn es nützt, auch vorführen. Lebte da in dem Bezirk, wo ich letztes Jahr forsterte, ein Holzhacker von Körperdimensionen und dito Kräften, daß sich jeder anständige Riese neben ihm einfach schämen muß. Wenn er durch's Dorf geht, schlägt beinahe die Glocke im Kirchturm an, und die andern Bauern kriechen in die Keller — nicht etwa, weil er bössartig ist, sie fürchten nur seine Menschenfreundlichkeit, mit welcher er vor einigen Jahren mal einem der ihren die Hand geschüttelt, so daß der Arme nachher — einen unförmlichen Fleischklumpen am Arme baumeln hatte! — Daß man ihn aber so aus dem Wege geht, das wurmt den armen Hünen mit der Zeit ganz gewaltig — wer möchte auch immer ganz ohne Gesellschaft sein — er strafte von nun an seine kleinlichen Landsleute mit Verachtung und fand die einzige Lust darin, ganze Wälder in einigen Stunden abzuhausen und die Stämme nachher wie Streichhölzer zusammenzulegen und aufzuschichten. Aber auch diese Spielerei mußte ja mit der Zeit einförmig werden, und dieser Gigante wurde melancholisch. Die Melancholie artete bald in Lebensüberdruß aus, und er beschloß, seinem verlassenen öden Dasein ein gewaltsames Ende zu setzen. Die Frage lautete für ihn bloß: wie? — denn all' die gebräuchlichen Todesarten hätten den höchstens wieder lebenslustiger gemacht! Endlich schien er doch etwas Ersprießliches gefunden zu haben, denn er lief ins Dorf, um Abschied von den Bauern zu nehmen, ihnen zu sagen, daß er sie von ihrer Last befreie. Natürlich gelang es dem Goliath auch

diesmal nicht, einen der Wadern zu sprechen — sie hatten sich längst wieder, Böses ahnend, verrochen, so blieb ihm nichts anders übrig, als seine Absicht mit einem halbverföhnten Prügel an des Großbauern frischgetünchtes Wohnhaus zu schreiben.

Kaum daß er den Ort verlassen, kamen auch die Braven wieder hervor und lasen die angenehme Botschaft; neugierig aber, wie alle Bauern sind, interessierten sie sich nun mächtig dafür, auf welche Weise wohl ihr Riesenjörg seinem Dasein ein Ende geben werde. Drei der Beherztesten kamen überein, dem Helden auf vorsichtige Art sofort nachzuspionieren, und machten sich auch in der Tat alsbald auf die Socken, den sehr deutlichen Spuren des Jörg folgend. Von diesen Dreien nun erfuhr man, daß sich der Herkules direkt zu dem den Wald durchscheidenden Bahnhöfchen begeben, also den Tod auf den Schienen durch Überfahrenlassen suchen wollte. Langsam schritt er auf dem verbotenen Terrain vorwärts, als auch schon, wie beschworen, kein geringerer als der Orient-Express um die Kurve vor ihm sauste, geradewegs ihm entgegen, ihm, der aufrechter Haltung, mit weitausgespreizten Beinen, je einen Fuß auf einer Schiene, dastand, mehr zum Zweikampf bereit, als zum Tode! — Das verfehlte denn auch seine Wirkung auf den harmlosen Internationalen nicht; anstatt wie jeder andere den frechen Durschen erbarmungslos zu zermalmen, schien den der Blitz getroffen zu haben, denn er wurzelte eine Sekunde wie starr vor Schrecken am Boden, um dann, einer plötzlichen Eingebung folgend, kaltblütig Kontredampf zu geben und direkt nach Konstantinopel zurückzukehren. — So imponierend war die Gestalt gewesen!

Mit einem leisen Seufzer aus dem „Trompeter von Säckingen" kehrte der Riesenjörg wieder ins vollere Leben und zu seinen Bauern zurück — ja, meine Herren, deshalb ist er auch heute noch gesund, wenn auch nicht munter, und wenn einer von Ihnen an der Wahrheit des Gesagten zweifelt, so veranlasse er eine Expedition zur Heimsuchung des Helden — an meinem Beistand soll's nicht fehlen!"

Gebrochener Zauber.

Ich sah Dir lange in Angesicht,
Ich wagte kein Wörtchen zu sprechen,
Ich wollte der Liebe Zauber nicht
Den womöglich süßen nicht brechen.

Ich sah Dir ins holde Augenpaar,
Daraus leuchteten herrlich zwei Sterne
So traumverloren, so wunderbar,
Ach, jahrelang blickt' ich so gerne.

So sah ich Dir bis in der Seele Grund
Verliebt war ich fürchterlich nämlich —
Da brachst Du den Zauber, es sprach Dein Mund:
„Na, glohen Sie doch nich so dämlich!"

Ungebührliches Verlangen.

— „Sieh', da fliegt der Storch, Fräulein! Soll er Dir nicht bald wieder ein Brüderchen oder Schwesterchen bringen?"
— „Nein, lieber Papa, Brüderchen und Schwesterchen hab' ich genug! Mir wär' ein Schaukelpferd lieber!"

Sonderbarer Verkehrsbegriff.

Junger Herr: „Sagt mal Jochen, warum habt Ihr mir niemals nach Paris geschrieben?"
„D, ist häßl' Se all' längst mal schreiben, aber uns' oll Briefträger, der sinn' s'ia man nich dörhen."

Doch etwas!

— „Wie, Du hattest die Ehre, beim Diner neben dem berühmten Dichter Z. zu sitzen, hat er mit Dir gesprochen?"
— „Gewiß."
— „So, geistreich?"
— „Um, er sagte: Bitte, geben Sie mir den Mostrieh."

Auch ein Beruf.

— „Was sind Sie jetzt?"
— „Zahnbürstenfabrikant bei einer Zahnradbahn."

Unvorsichtig.

— „Denken Sie nur, der K. hat seiner Frau eine Petroleumlampe an den Kopf geworfen."
— „Ich sage es ja immer, man kann bei dem Umgehen mit Petroleum nicht vorsichtig genug sein."

Seine Ansicht.

— „Du, die Maler müssen aber doch alle schreckliche Kimmeltürken sein."
— „Wieso?"
— „Na, hier in der Zeitung verlangt schon wieder einer ein Atelier, aber nur mit „Nordlicht!"

Diese Fremdwörter!

Gast: „Nun, Frau Birkin, Euer Dub singt wohl nicht mehr auf dem Chor mit?"
Birkin: „Na, der Herr Rantor meint, er müßt jetzt eine Zeitlang aussetzen, seine Stimme tät jetzt — mouffieren."

Aus einer Gerichtsszene.

Staatsanwalt: „Meine Herren Geschworenen, der Angeklagte ist ein sehr pfiffiger Gefelle. Die Gewandtheit, mit welcher er sein Alibi nachzuweisen versucht, kennzeichnet ihn als einen — Alibitus erster Klasse.“

Ein etwas dunkler Grund.

Herr: „Na, hören Sie, von Ihrem Fackelzuge, von dem Sie vorher so viel Redens machten, war aber blühwenig zu sehen!“

Festkomiteemitglied: „Ja, wer konnte das aber auch wissen, daß es an dem Abend so scheußlich dunkel werden würde.“

Ein neues Nahrungsmittel.

Verkäuferin: „Was wünschen die Herren für Güte?“

Erster Herr: „Ich bin Jägerianer, kleide mich nur in Wolle, geben Sie mir Jägers Normalhut.“

Zweiter Herr: „Und ich bin Vegetarianer, genieße nur Pflanzentrost — geben Sie mir einen Stroh- hut.“

Schmeichelhafte Kritik.



„Wissen Sie, den jungen Dichter kenne ich doch schon, wie er noch so klein war!“

„Und ich kenne seine Gedichte schon, wie ich noch so klein war!“

Gerechtfertigter Widerwille.

- „Ist Ihnen ein wenig Panachée gefällig, mein Herr?“
- „Nein, ich danke, ich habe mir das Eis vererbt.“
- „Wie ist das möglich?“
- „Ich habe mir als Zunge 'mal die Zehen erfroren!“

In den Ferien.

Landgerichtsrat A.: „Nun, wohin gehen Sie, Kollege?“

Amtsgerichtsrat B.: „Nach dem Thuner See. Ach Thun, Thun ist herrlich.“

Landgerichtsrat A.: „Nein, nein, mein Lieber, ich finde in den Ferien Nichtsthun schöner.“

Beim Frühstück.

Lehrling: „Frau Meestern, in wat for'n Bad fahren die vornehmen Herrschaften, wo an die Leber krank sind?“

Meisterin: „Ach, was brauchst Du das zu wissen.“

Lehrling: „Ja meente man, da könnten Sie ooch Ihre Leberwürschte hinschicken, Frau Meestern.“

Kinder der Zeit.

Backfisch A.: „Elsa, glaubst Du, daß Fräulein Anna ihren Leutnant heiraten wird?“

Backfisch B.: „Aber Amalie, man heiratet doch heutzutage nicht gleich den Ersten, Besten, mit dem man sich verlobt.“

Wer's glaubt.



Student (am 26. mit einer Dame eine Tour machend): „Fatal, daß Vorortzug nur dritte Klasse hat, würden selbstverständlich 'Erster' fahren!“

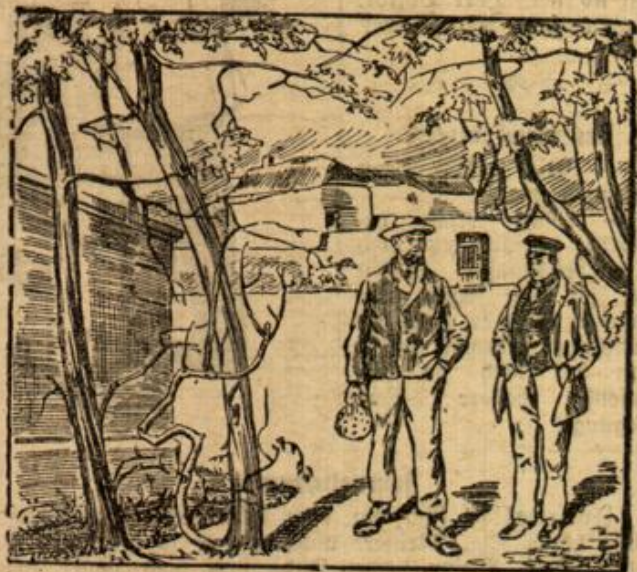
Schreckliches Vergehen.

— „Jetzt, da soll doch gleich das schönste Paar Nachtigallen krepieren! Jetzt, wo es bald gegen den Feind geht, tritt der Kerl mit dem rechten Fuß an!“

Irrlicht.

A.: „Ich verstehe nicht, der Professor K. irrt sich alle Augenblicke 'mal, und dabei sagt man, daß er ein großes Licht sei!“ — B.: „Er wird gewiß ein großes Irrlicht sein.“

Vexierbild.



„Sieh, da kommt Freund Behmann.“ — „Wo?“

Modern.



Hausherr (zum neueingetretenen Dienstmädchen): „Nun, Amalie, wie gefällt es Ihnen denn bei uns?“
Dienstmädchen: „Na ich bin bis jetzt mit der Gnädigen soweit zufrieden — und wenn sie so bleibt, dann werden wir miteinander ganz gut auskommen.“

Nur Ordnung.

Nachbarin: „Bei Euch sieht's aber leer aus in der Stube, Müllern, wo habt Ihr denn Euern ganzen Hausrat?“
Müllerin: „Ja wißt, ich kann bei Unordnung nit leid'n, was nit gebraucht wird, steck ich in mei Schrant nei.“
Nachbarin: „Ja, ich seh' aber gar keinen Schrant?“
Müllerin: „Den Schrant hab' ich ins Pfandhaus g'stellt — auch der Ordnung wegen.“



Gelungenes Missverständnis.



Schneiderin: „Geh, mein Kind, zur Mama und sage, ich ließe bitten um's weiße Garn!“
Emma: „Mama, die Schneiderin läßt bitten um zwei Zigarren!“

Zu gefährlich.

(Zu nebenstehendem Bilde.)

Zahnarzt (zum Bauern, dem bei einer Kauerei etliche Zähne eingeschlagen worden): „Ja, da läßt sich nichts weiter machen, als die Wurzeln zu entfernen und neue Zähne einsetzen!“

Bauer: „Aber bitt' schön heut no net, Herr Doktor, morgen geht die Kirwei' an!“



Bedeutend besser.

— „Wie geht's denn Ihrem Sohne?“

— „Ach! Nicht besonders! Er sitzt jetzt noch im Arbeitshaus! Wissen Sie, ich bete täglich zum Himmel, daß er bald ins Zuchthaus gebracht wird; man hat doch da bedeutend bessere Verpflegung!“

Zu gefährlich.



Wie das Volk spricht.

In kleinen Dingen muß man sparsam sein — sagte Studiosus Vierpichel, da ging er Abends regelmäßig in die Kneipe, um das Geld für Petroleum zu sparen.



Früh übt sich, was ein Meister werden will — sagte der angehende Literat, da spielte er bereits in der Wiege mit der Schere seiner Mutter.



Der eifrige Schüler.

Der kleine Pepi: „Du, Papa, in Ostafrika sollten wir wohnen!“

Papa: „Warum, Pepi?“

Der kleine Pepi: „Na, weil's da 'ne Masse — Stijferien geben muß!“

Journalistenwitz.

Journalist (sich ein paar Stiefel anmessen lassend): „Aber hören Sie, Meister, nicht wieder so eng, wie das vorige Mal! Meine beiden Füße sind noch voller Druckfehler!“

Verraten.

Sonntagsjäger: „Hier, liebe Frau, hast Du einen schönen Hasen, den ich heute geschossen.“

Frau (den Hasen beriechend): „Aber Mann, in welchem Revier laufen sie denn gleich mit haut gout herum?“